



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

A.,M.: Die neueste Art, Gedichte zu erklären.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

alle Zeiten ungefährdet, als Moralität aber würde sie verkümmern, würde sie — ganz nach den Gesetzen Darwin's selbst — rudimentär und endlich ganz eliminirt werden. Wir verzichten darauf, die nähere Begründung dieser letzteren Sätze, welcher der Schluß der Weygoldt'schen Schrift gewidmet ist, im Auszug wiederzugeben. Wir begnügen uns mit Folgendem: Der Kampf ums Dasein schließt Rücksichten der Billigkeit ebenso wenig aus, als er rohe Vertilgungsfucht nothwendig in sich schließt, aber nur das liegt im Prinzip jenes Gedankens, daß der Mensch die von ihm selbst und zu seinem eigenen Vortheil gesetzten staatlichen und gesellschaftlichen Schranken achte, daß er legal handle. Was er darüber hinaus thut, z. B. jede Leistung der Armenfürsorge, der Krankenpflege, sofern sie nicht dem, der sie gewährt, in irgend welcher Weise selbst wieder zu gute kommt, ist Sentimentalität oder Luxus, beide Male aber für den Betreffenden selbst gefährlich. Die Darwinianer wehren sich mit nichtigen Scheingründen gegen diese Folgerung.

Indeß wird es zu einer Vernichtung der Moralität, zu einer relativen Verrohung nicht kommen, weil das Vorgeben einer nur mechanischen und zufälligen Transmutation und Deszendenz sammt der darauf gegründeten ateleologischen Weltanschauung unhaltbar ist. Die Entwicklungslehre wird sich wohl siegreich erhalten, aber nur mit der Annahme eines zweckgeleiteten Fortschreitens, nur unter der Voraussetzung einer logischen Triebkraft.

Wir schließen mit dem Schriftwort, welches Dr. Weygoldt seiner Abhandlung als Motto vorangesezt hat: *ἀπορούμενοι ἀλλ' οὐκ ἐξαπορούμενοι!* nach Luther: uns ist bange, aber wir verzagen nicht! (2. Kor. 4, 8). Hr.

Die neueste Art, Gedichte zu erklären.

Auf dem umfänglichen Literaturgebiete, welches dem Zwecke dient, das Verständniß für die Werke unsrer klassischen Dichter zu erschließen, auf dem Gebiete jener Erläuterungsliteratur, mit der wir gründlichen Deutschen mehr als jede andere Nation der Welt gesegnet sind, hat man nun nachgerade genug erlebt, als daß einen so leicht noch etwas überraschen könnte. Eine Leistung aber, wie sie in dem hier zu besprechenden Buche, den „Ecklogen“ des Herrn Realschuldirektors Armknecht,^{*)} geboten wird, läßt wohl alles hinter sich, was

^{*)} Ecklogen. 90 klassische Gedichte der Deutschen, für den Haus- und Schulgebrauch mit den nöthigen sachlichen und etymologischen Erklärungen, metrischen Einleitungen, literar-

bisher in diesem Artikel produziert worden ist. Als ich das Buch aufschlug, wußte ich eine Zeitlang nicht, ob ich es für Ernst oder für Scherz nehmen sollte; ich glaubte, es mit einer allerdings etwas breit gerathenen Parodie auf gewisse Erläuterungsschriften zu thun zu haben. Leider mußte ich mich bald überzeugen, daß der Herausgeber keineswegs die Absicht hat zu scherzen, sondern daß er mit seinem Buche dem deutschen Hause und der deutschen Schule einen wichtigen Dienst geleistet zu haben glaubt.

Das Buch enthält eine Auswahl von 90 der besten deutschen Gedichte, die der Herausgeber in acht Abtheilungen dergestalt geordnet hat, daß die ersten sieben davon sieben Jahreskursen entsprechen und den sämtlichen Deklamationsstoff, wie er für das Alter von 10—17 Jahren (auf unsern Gymnasien und Realschulen also von der Sexta bis zur Obersekunda) erfordert wird, umfassen sollen, die letzte Abtheilung mehr anhangsweise von fremdländischen Strophenarten und Rhythmen, von der Nibelungenstrophe und dem alliterirenden Verse Proben giebt.

Die getroffene Auswahl kann man gelten lassen. Sie ist in keiner Weise durch persönliche Liebhabereien beeinflusst und bietet in der Hauptsache einen Kanon von Gedichten, deren intime Bekanntschaft man allerdings bei jedem, der eine höhere Schule verläßt, voraussetzen möchte. Die Bevorzugung Uhland's, der mit 29 Nummern vertreten ist, (gegen Schiller mit 18, Goethe mit 8 Nummern) ist, wie man sich sofort überzeugen kann, keine willkürliche, sondern entspricht durchaus den thatfächlichen Verhältnissen; Uhland's Gedichte liefern wirklich der Schule, rein numerisch, eine größere Ausbeute als die Schiller'schen und Goethe'schen. Auch daß Bürger ganz fehlt, ist kein Unglück. Eine andere Frage ist schon die, wie es möglich sein soll, mit 77 Gedichten — denn 13 Nummern bilden den erwähnten Anhang — sieben ganze Schuljahre lang auszukommen. Daß diese Anzahl genügen könnte, das wäre in der That nur dann allenfalls denkbar, wenn man die Gedichte in der Weise traktirte, wie es der Herausgeber in dem vorliegenden Buche gethan. Das aber ist es eben, was ich für unmöglich halte, wenn wir uns nicht an unsern Dichtern ebenso wie an unsrer Jugend versündigen wollen.

Für Herrn Armknecht ist der Text eines Schiller'schen Gedichtes absolut zu weiter nichts da, als um allerhand geschichtliche, geographische (!), naturgeschichtliche (!) und grammatische Bemerkungen daran anzuknüpfen. Zwar versichert er ausdrücklich, daß alle diese Anmerkungen keinen andern Zweck haben, als ein völliges Wort- und Sachverständniß des Gedichtes „anzubahnen“,

geschichtlichen Vermerken und Hinweisen für den Vortrag versehen von Dr. phil. W. Armknecht, Direktor der Realschule in Barel. Emden, W. Hahnel, 1878.

und verwahrt sich von herein gegen den Vorwurf, daß er an den Werken unsrer Dichter eine Art Vivisektion verübt habe. Aber wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: „Qui s'excuse, s'accuse. Geschmackloser sind wohl nie Gedichte zur Unterlage für allerhand todten Belehrungsstoff gemißbraucht worden, als in diesem Buche. Unbegreiflich, da doch die Auswahl Geschmack verräth!

Von der vornehmsten Aufgabe einer guten Interpretation von Dichterverken, der nämlich, durch das Herausschälen der Idee, durch den Nachweis des Stoffes und der Quelle die dichterische Arbeit aufzuzeigen und den Einblick zu erschließen in die Werkstatt des Dichters, davon scheint der Herausgeber gar keine Ahnung zu haben. Oder sollte er sie vielleicht unter dem „ästhetisirenden Raisonnement“ verstanden haben, welches er absichtlich „ausgeschlossen“ habe, weil es „in dieser Hinsicht (!) ausreichende Nachschlagewerke genug gibt“? Wie? Nachschlagewerke, in denen diese schwierigste aller Interpretationsaufgaben gelöst wäre? Genug Nachschlagewerke? Ich bekenne, daß mir dieser Satz völlig unverständlich ist. Verstände der Verfasser unter „ästhetisirendem Raisonnement“ das bloße „Aufmerksammachen“ auf einzelne „Schönheiten“, dann müßte man ihm Recht geben, wenn er dies von der Interpretation ausgeschlossen wissen wollte. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!“ Nur ist auch derlei nicht aus Nachschlagewerken zu lernen. Den ganzen geschichtlichen, geographischen und naturgeschichtlichen Stoff, den der Herausgeber in seinen Anmerkungen aufgehäuft hat, den kann ich mir aus dem ersten, besten Konversationslexikon herausklauben, in die geistige Werkstatt des Dichters führt mich kein Nachschlagewerk. Hätte ich wirklich das Bedürfnis, wie es der Herausgeber voraussetzt, in Justinus Kerner's Gedicht: „Der reichste Fürst“ mich bei dem Namen der Stadt Worms über Lage und Geschichte der Stadt zu belehren, fühlte ich das Verlangen, mich in Schiller's „Alpenjäger“ bei dem Worte Gazelle über den Unterschied von Gemse und Gazelle zu unterrichten, so würde mir jedes Konversationslexikon beistehen und meiner Unkenntniß womöglich in besserem Deutsch abhelfen als der Herausgeber mit seinen Anmerkungen: „Stadt am linken Rheinufer (jetzt im Großherzogthum Hessen belegen), in welcher ehemals viele Reichstage gehalten sind“ und „Gemse (zu den Hornthieren gehörig, wie die Antilopengattung; letztere umfaßt auch die Gazellen). Genau genommen gehört die Gemse nicht zu den Gazellen.“ Wo aber Kerner die Anekdote her hat, wie sie ursprünglich lautete, was der Dichter daraus gemacht hat, was er mit dem ganzen Gedicht überhaupt wollte, also alles das, was der Herausgeber unter „ästhetisirendem Raisonnement“ zu verstehen scheint, wo sind die Nachschlagewerke, in denen man sich hierüber belehren kann?

Gewisse geschichtliche, geographische, meinetwegen auch naturgeschichtliche Kenntnisse sind zum Verständniß vieler Gedichte nothwendig. Aber welche un-

Grenzboten II. 1878. 63

glückseliger Gedanke, diese Kenntnisse, anstatt, wie es jede verständige Interpretation thut, sie bei der Vorbesprechung des Stoffes mit zu übermitteln, lieber in Anmerkungen zu verzeddeln, einen Theil davon zu irgend einem Worte in der ersten Strophe, einen andern, gar nicht davon zu trennenden Theil zur dritten oder vierten Strophe als Note zu geben!

Merger aber noch als mit diesem sachlichen Notizenkram treibt es der Herausgeber mit seinen sprachlichen Erklärungen. Herr Armknecht hat offenbar eine ganz närrische Freude an seinen etymologischen Kenntnissen. Er weiß z. B., daß „keck“ so viel bedeutet, wie lebendig, munter, und daß es dasselbe Wort ist, wie die erste Hälfte von „Quecksilber“, er kennt die Ableitung von Nachtigall, Ambos, Herberge, Wildpret, Gespenst, Leichnam, Bahre, König, Held und vielen anderen schönen Worten, und da er nun für's Leben gern möchte, daß auch andere Menschenkinder diese Wissenschaft besäßen, so werden denn nun überall, wo sich irgend die Gelegenheit bietet, derartige Worterklärungen „angebracht“. Während aber jene sachlichen Notizen wirklich, wenn sie am richtigen Orte und im gehörigen Zusammenhange gegeben werden, zum Verständniß der Dichtung beitragen, was in aller Welt sollen diese Worterklärungen? Weiß unsere Jugend nicht, was ein König, eine Herberge, eine Nachtigall ist? Ist es nicht eine Thorheit, ihr den Genuß der Werke unserer Dichter dadurch zu verleiden, daß man sie auf Schritt und Tritt mit dieser lexikalischen Weisheit behellicht?

Und dazu nun dieses Gerede über Strophenbau und Metrik, welches jedem einzelnen Gedichte vorausgeht! Muß man sich wirklich erst vorzählen lassen, aus wieviel Strophen ein Gedicht besteht, aus wieviel Zeilen die Strophe sich zusammensetzt, wo die Reime liegen, und wo die Hebungen und Senkungen, ehe man das Gedicht lesen kann? Klärt nicht ein Blick auf das Blatt und ein Ueberfliegen der ersten Strophe schneller und deutlicher über diese Dinge auf, als der Wortschwall, den der Herausgeber vor jedem Gedichte aufs neue darüber von sich giebt?

Doch eine Probe wird besser, als alle Kritik, die Verkehrtheit der Methode, die der Herausgeber dieser „Eklogen“ zur Anwendung bringt, beweisen. Ich wähle die erste, beste Schiller'sche Ballade, den „Ring des Polykrates“.

Die Ueberschrift lautet bei ihm: „Friedrich von Schiller, geboren 10. November 1759 in Marbach, gestorben 9. Mai 1805 in Weimar. 42. Der Ring des Polykrates.“ Das „von“ läßt der Herausgeber bei Schiller und Goethe nie weg, scheint also nie gelesen zu haben, was beide selbst über ihre Erhebung in den Adelsstand urtheilten. Was hat das deutsche Volk mit Friedrich „von“ Schiller zu thun? Ist ihm denn Schiller nicht genug? Geburts- und Todestag werden angeführt, so oft der Name des Dichters

wiederkehrt; jedenfalls meint der Herausgeber, daß man das gar nicht oft genug lesen könne. Nun kommen Angaben über Schiller's Leben, die folgendermaßen stilifirt sind: „Geboren 10. November (Geburtstag Luther's) 1759 (Geburtsjahr Goethe's 1749, Napoleon's 1769) in Marbach, einem württembergischen Städtchen unweit Ludwigsburg. (Also auf dem Raum von drei bis vier Zeilen zweimal das Datum von Schillers Geburt!) Vater später württembergischer Hauptmann, Mutter geborene Rodweiß. Durch die Verhältnisse erzwungener Besuch der Militärakademie (Name Karlschule erst später aufgekomen, Schiller war nie Karlsruhler) und Studium der Medizin daselbst; 1782 Doctor der Medizin; Regimentsarzt in Stuttgart. Dichtung und Mannheimer Aufführung der Räuber; daher Ungnade des Herzogs und Flucht nach Mannheim. Verzweifelte Lage; fremder Name. Zuflucht in Bauerbach, Gut der Frau von Wolzogen in Meiningen. Rückkehr nach Mannheim als Theaterdichter; stete Noth.“ Die nächsten Partien sind, wahrscheinlich des bequemeren Einprägens halber, in dem daktylischen Versmaß des Goethischen Odenstils erzählt:

„Freunde in Leipzig
(Körner der ältere)
laden nach Leipzig und
Gohlis bei Leipzig,
später nach Dresden ein.
Bessere Lage.
Geschichtliche Studien.
Reise nach Weimar.“

darauf Rückkehr zur schlichten Prosa: „wo Herder, Wieland; Goethe abwesend. Nach Rudolstadt (Familie Lengefeld); Volkstedt; Verlobung mit Charlotte v. L. Auf Goethe's Betrieb Berufung nach Jena als Professor der Geschichte, Mai 1789. Vermählung 1790. Schwer — auf immer — erkrankt 1791. Erbprinz Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und Schimmelmann bieten namhaftes Geschenk, wodurch ruhige Studien ermöglicht, 1792. Schwäbische Reise 1793. Durch Herausgabe einer Zeitschrift „die Horen“ 1794 nähere Berührung mit Goethe, die eine bis zum Tode Schiller's dauernde immer innigere Freundschaft zur Folge hat. 1799 Uebersiedlung nach Weimar. Hauptwerke: 3 „Frauendramen“ 1800—1803: Maria Stuart, Jungfrau, Braut von Messina, und dicht vor- und nachher Wallenstein 1799, Tell 1804. Mehrzahl der Romanzen und Balladen in der zweiten Hälfte des zehnjährigen Aufenthalts in Jena entstanden. Schiller stirbt 9. Mai 1805 in Weimar.“

So weit die Biographie. Nächst dem wird man nun noch durch zweierlei auf das Verständnis des Gedichtes vorbereitet; einmal durch die Erklärung der Begriffe Romanze und Ballade. „Man versteht darunter „mit lyrischer Empfindung erzählende“ Gedichte, denen meistens der Grundgedanke, die Idee,

oder die Persönlichkeit des Helden mehr Hauptsache ist als die Handlung. Man nennt diese Dichtungsart auch „epische Lyrik“. Ein durchschlagender Unterschied zwischen Romanze und Ballade ist zur Zeit nicht mehr vorhanden. Ballade bedeutet ursprünglich Tanzlied, das ist zum Tanze gesungenes Lied. Der Name Romanze weist darauf hin, daß diese Dichtungsgattung zuerst bei den romanischen Völkern blühte, d. h. denjenigen, deren Sprache aus der Mischung der Volkssprache der römischen Krieger (nicht zu verwechseln mit dem Lateinischen) mit der alten Landessprache entstanden ist, z. B. Italiänern, Franzosen, Spaniern.“ Die zweite Vorbemerkung, und diese fehlt, wie gesagt, bei keinem Gedichte, betrifft den metrischen Bau und lautet hier: „16 Strophen, jede aus 2 dreigliedrigen Perioden bestehend. Die einfachste Form der Periode (Vorderglied und Hinterglied) wird dadurch erweitert, daß jedem Vordergliede ein mit ihm metrisch übereinstimmendes und außerdem reimendes zweites Vorderglied parallel gestellt wird. Im Uebrigen reimt nur Hinterglied mit Hinterglied. Die Anzahl der Takte ist durchweg 5; doch ist die Hebung des letzten, in Glied 3 und 6 sogar der ganze letzte Takt durch Pause ersetzt zu denken.“

Nachdem man durch diese lichtvolle Darlegung der technischen Verhältnisse in den Stand gesetzt ist, den Strophenbau des Gedichtes gehörig zu übersehen und vor dem Wahn, daß etwa „Zinnen“ sich auf „unterthänig“ reime, ein für allemal geschützt ist, wird man denn nun an das Werk des Schiller'schen Genius selbst hingeführt und beginnt zu lesen:

Er —

Aber halt! „Hier stoß' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?“ Wer ist der Er? — Anmerkung 1 belehrt uns sofort darüber: „Polykrates, Gewalt-herrscher um 530 vor Christo“. Dankbar für diese prompte Aufklärung lesen wir weiter:

stand auf seines Daches Zinnen.

Abermals halt! Was ist eine Zinne? — Anmerkung 2 verweist uns deshalb auf das 19. Gedicht, Chamisso's „Schloß Boncourt“, bei welchem zu den Worten in der zweiten Strophe: „Ich kenne die Thürme, die Zinnen“ die gewünschte Antwort bereits gegeben ist: „oberster Einfassungskranz eines Mauerwerks.“ Wir fahren zu lesen fort:

Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos

„hin“, möchte man gern noch hinzufügen, doch vor allen Dingen muß man sich natürlich über Samos und die Beziehungen, die zwischen dieser Insel und dem obengenannten „Er“ bestanden haben, klar geworden sein, und so theilt

uns denn der Herausgeber in seinem klassischen Deutsch mit: „ionische große Archipelagus-Insel im West von der Mykale-Halbinsel, Ephesus, Milet in der Nähe des Festlandes belegen, gehört zu den Sporaden. Polykrates beherrschte eine größere Zahl von Inseln, seine Macht war im ganzen Archipel gefürchtet. Mehrere der zugehörigen Inseln waren von Samos etwa 3 Meilen entfernt, also allenfalls von der Burgzinne aus sichtbar.“ Das oben vermischte „hin“ kommt nun immer noch zurecht, und nun heißt es weiter:

„Dies alles ist mir unterthänig“,
Begann er zu Aegypten's König

(„Amásis“, schiebt der Herausgeber schnell in der 4. Anmerkung ein, um auch hier wieder die Lücke auszufüllen, die der Dichter gelassen hat, indem er uns den Namen des Königs vorenthielt)

„Gestehe, daß ich glücklich bin.“

Hiermit sind wir denn in die Situation eingeführt. Wer etwa nicht wissen sollte, was ionisch, Archipelagus, Mykale, Ephesus und Milet ist und was die Sporaden sind, und so anspruchsvoll wäre zu der Anmerkung des Herausgebers nun eine neue, sechsfach größere Anmerkung zu verlangen, dem ist freilich nicht zu helfen. Zu wissen, was Samos sei, ist nicht jedermanns Sache; aber das wird man doch wohl voraussetzen dürfen, daß einer weiß, was Archipelagus und Mykale ist und was die Sporaden sind.

In dieser fruchtbaren Weise werden denn nun auch die übrigen Strophen des Gedichtes erläutert. Da, wo der Bote aus Milet kommt, der das Haupt des Feindes bringt, hält uns der Herausgeber eine Vorlesung über Lage und Geschichte der Stadt Milet und ihrer Umgebung, natürlich wieder in seinem unnachahmlichen *genus dicendi*: „berühmte ionische Stadt, Welthandel; Ausfenderin von etwa 80 Kolonien; auf einer Halbinsel vor der Mäandermündung, nicht weit davon die durch Perserkriege einleitenden Aufstand der ionischen Kleinasiaten bekannt Insel Lade. Jetzt kaum der Stelle nach bekannt; der Meerbusen vom Mäander zugeschlämmt, Lade eine geringe Bodenerhebung in einförmigem Weidelande.“ Ähnlich werden wir über Kreta unterrichtet, nachdem „der Kreter waffenkundige Scharen“ besiegt sind. Wie Polykrates seinen Ring „den Erinnen“ weihen will, bemerkt der Herausgeber: „Erinnen, richtiger Erinyen heißen die drei Rachegöttinnen der griechischen Götterlehre: Tisiphone, Mektro, Megära; ihr uraltes Heiligthum lag auf dem Areopag. Die Römer nannten sie Furien; hier sind sie allgemein als Werkzeuge (!) des Götterneides aufgefaßt.“ Ganz am Ende des Gedichts, wo der aegyptische König dem Polykrates zuruft: „Die Götter wollen dein Verderben“, läßt der Herausgeber sich die günstige Gelegenheit nicht entschlüpfen, auch über das Lebensende des

famischen Herrschers uns das Nöthige mitzutheilen: „Polykrates wurde später von dem persischen Statthalter Ortes nach dem Festlande hinübergelockt und dort ans Kreuz geschlagen.“

Aber was ist das alles gegen die sprachlichen Erläuterungen des Herausgebers! Hierin liegt doch eigentlich der Schwerpunkt seines Kommentars. Die Proben werden es beweisen. Wo der Bote das „wohlbekannte Haupt“ aus dem Becken nimmt und dem Polykrates vorzeigt, werden wir wegen des dunkeln und schwer zu deutenden Wortes „Haupt“ auf Uhland's „Graf Richard ohne Furcht“ verwiesen, der bekanntlich einem Gespenste das „Haupt“ in zwei Theile schlug, und dort finden wir denn die Deutung des räthselhaften Wortes: „Haupt ist uralten deutschen Ursprungs; Kopf ist lateinischer Herkunft; cuppa bedeutet Becher und, da man aus den Hirnschalen erschlagener Feinde zu trinken liebte (!), Hirnschädel; später wurde solcherart (!) Kopf daraus.“ (Schade, daß der Herausgeber nicht versucht hat, auch den Zusammenhang mit Bergkuppe und Kirchenkuppel nachzuweisen, aus denen man doch nicht „zu trinken liebte“.) In Strophe 6 und 7 wird uns der Unterschied von Rhede, Gestade und Strand des Breiteren auseinandergesetzt. Als „der königliche Gast erstaunet“, wird uns verrathen, daß Gast ursprünglich Fremder bedeutet; als der Fischer mit dem gefundenen Ringe vor den Fürsten hintritt, werden wir belehrt: „Fürst (von für, vor herzuleiten) bedeutet „der erste“; Prinz dasselbe;“ und als der Aegypterkönig die Wahrnehmung macht, daß das Glück des Polykrates „ohne Grenzen“ sei, bemerkt der Herausgeber dazu: „ein im Alt- und Mittelhochdeutschen nicht vorhandenes Wort, welches erst in neuerer Zeit aus dem Slavischen in's Deutsche herübergenommen ist. Das echt deutsche Wort dafür ist Marke, Mark.“ Es wäre kein Wunder, wenn die liebe Jugend nach solcher Belehrung auf den Einfall käme, zur Abwechslung einmal zu deklamiren: „D, ohne Marken ist dein Glück.“

Doch genug von diesen Thorheiten. Mußte der Herausgeber durchaus seine etymologische Weisheit in diesem Buche an den Mann bringen, was wir für sehr überflüssig halten, so hätte er anhangsweise ein Wörterbuch zu seinen „Erlögen“ geben sollen, worin er meinetwegen auch Vater und Mutter aus dem Indogermanischen hätte erklären, und aus dem sich jeder nach Bedürfniß und Neigung das Seinige hätte aussuchen können. Den Text eines Dichters aber bei lebendigem Leibe zu seziren, so daß auf jeder Zeile Anmerkungsziiffern hineingedruckt werden, die den Blick des Lesers hinunter in den Kommentar nöthigen, durch diese Anmerkungsziiffern in ihm die Vorstellung zu erwecken, als ob da unten womöglich Winte über die richtige Auffassung der Stelle zu holen wären, und ihn dann in zehn Fällen neunmal mit einer gänzlich überflüssigen Etymologie zu äffen, das ist nicht bloß eine krasse Geschmacklosigkeit,

es ist beinahe ein Frevel. Warum erzählt der Herausgeber nicht kurz im Zusammenhange nach Herodot die Geschichte vom Ringe des Polykrates und von dem Tode des Herrschers? Warum fügt er nicht in diese Quellenangaben ein, was er über Samos, Milet, Kreta und die Erinyen zu sagen hat? Warum zeigt er nicht, mit welcher wunderbaren dramatischen Kraft der Dichter die simple Geschichte in eine Bilderreihe von unvergleichlicher Klarheit und Plastik aufgelöst hat? Warum hebt er nicht den Grundgedanken der Dichtung hervor, jenen Glaubenssatz der althellenischen Religion, dem auch uns erspriesslich wäre nachzuleben, daß der Mensch sich vor der Hybris, der Ueberhebung zu hüten habe, wenn er nicht den Neid der Götter und das Unglück auf sich herabbeschwören will? Weil er das für „ästhetisirendes Raisonnement“ hält, das man in jedem „Nachschlagwerke“ finden kann? Nein, weil er keinen Schimmer hat von dem, was ein Kommentar zu einer Dichtung in erster Linie zu leisten hat.

Das Beste kommt aber noch. Herr Armknecht hat nicht blos eine närrische Freude am Etymologisiren, sondern in dem Realschuldirektor von Barel ist der Welt auch ein Vortragsmeister, ein Deklamator, ein Rezitator, wo nicht gar ein Schauspieler ersten Ranges verloren gegangen. Ein Glück, daß er das, was er auf der Bühne nicht durch das Beispiel wirken kann, hier in seinem Buche durch Schrift und Lehre wirkt. Die Idee, die er in dieser Beziehung gehabt hat, ist jedenfalls bahnbrechend. Er hat sich einfach die Frage vorgelegt, ob nicht ebenso, wie der Komponist dem Spieler durch Tempo- und Vortragszeichen, durch forte und piano, crescendo und decrescendo, accelerando und ritardando, maestoso, andante, allegro, presto und furioso an die Hand geht, auch bei den Werken der Dichter verfahren werden könne. Er hat sich diese Frage bejaht, hat es gewagt, neben seinen Anmerkungsziiffern auch gleich noch Vortragsbemerken in den Text der Gedichte hineindrucken zu lassen, außerdem die zu betonenden Worte — notabene nach seiner Ansicht zu betonenden, die allerdings, gelinde gesagt, oft höchst originell ist — gesperrt drucken lassen, und siehe da, der große Wurf ist gelungen. Wir geben auch hiervon eine Probe, der Räumersparniß wegen zwar eine möglichst kleine, an der sich aber doch die neue Erfindung des Herausgebers genügend bewundern läßt, den „Erkönig“.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?

(Stimmwechsel)

Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

(Stimme des Vaters)

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?

(zart, Stimme des Kindes, nicht ängstlich, aber spannungsvoll)

Siehst, Vater, du den Erkönig nicht?

Den Erlenkönig mit Kron und Schweif? —

(Stimme des Vaters, ruhig)

Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

(flüsternde Stimme des Erlkönigs)

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!

Gar schöne Spiele spiel ich mit dir;

Manch bunte Blumen sind an dem Strand;

Meine Mutter hat manch gülden Gewand.“ —

(Kind unruhiger)

Mein Vater, mein Vater, und hörst du nicht,

Was Erlenkönig mir leise verspricht? —

(Vater, beruhigend)

Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!

In dürrn Blättern säuselt der Wind. —

(Erlkönig flüsternd)

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?

Meine Töchter sollen dich warten schön;

Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn

Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“ —

(Kind, hastig)

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort

Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —

(Vater, unruhig)

Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau;

Es scheinen die alten Weiden so grau. —

(Erlkönig, flüsternd, aber heftig)

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;

Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ —

(Kind, heftig, in höchster Angst)

Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!

(ersterbend)

Erlkönig hat mir ein Leids gethan. —

(große Pause, dumpf, eintönig bis zum Schluß)

Dem Vater grausetz, er reitet geschwind,

Er hält in den Armen das ächzende Kind,

Erreicht den Hof mit Müh und Noth;

In seinen Armen das Kind war todt.

Von dem unerschöpflichen Reichthum, der dem Herausgeber in solchen Vortragsbezeichnungen zu Gebote steht, gewährt diese Probe freilich nur eine schwache Vorstellung. Man braucht nur flüchtig in dem Buche zu blättern, und man wird staunen über die Menge von Registern, die auf der Vortragsorgel des Herrn Armknecht gezogen werden können. Rasch, langsam, laut, leise, rufend, flüsternd, befehlend, bittend, rauh, zart, heftig, hastig, abgerissen, eintönig, schläfrig, dumpf, schneidig, knapp, tiefstonig, ruhig, mit Macht, kräftig, schalkhaft, kosend, tölpisch, düster, geheimnißvoll, schneidig, traurig, freudig, heimlich, malend, steigernd, wachsend, sinkend, schwellend, hinsterbend, verklagend — das ist nur eine kleine Auswahl aus den Farbennüancen, die dieser Sprachkünstler auf seiner Palette hat.

Doch die Sache ist nicht zum Scherzen. Ist wirklich, muß man sich fragen, unsre Jugend an allen fünf Sinnen stumpf und an allen Gliedern kontrakt obendrein, daß man ihr mit einem solchen Apparat von geistigem Bandagenwerk, Krücken, Brillen und Hörrohren zu Hilfe eilen muß? Kann das Verständniß eines Schiller'schen oder Uhland'schen Gedichtes ihr wirklich nicht auf eine andere Weise erschlossen werden, als daß man erst Leben und Odem aus dem Organismus des Dichterwerks hinaustreibt und dann von der Jugend verlangt, daß sie sich an den dürren, ausgeweideten Bälgen ergötzen soll? Gerade in den letzten Wochen ist, aus traurigen Anlässen, überall in der Presse gegen die Schule der Gegenwart die Anklage erhoben worden, daß sie zu wenig auf das Gemüth der Jugend wirke, daß der ganze Unterricht ein zu nüchtern Lehrhafter, verstandesmäßiger geworden sei. Nun, ein schlagender Beleg für diese Behauptung als das vorliegende Buch könnte wohl kaum ausfindig gemacht werden.

Charakteristisch ist es übrigens doch, daß das Buch aus den Kreisen der Realschule hervorgegangen ist. Es ist die Realschule wie sie leibt und lebt, die aus diesem Buche hervorguckt. Leider ist eben — der Vorwurf ist ganz berechtigt — unser gesamntes Schulwesen viel zu viel realschulmäßig infiziert; die Schule muß, wenn es erlaubt ist, diesen Gegensatz zu bilden, wieder mehr Idealschule werden. Mit großem Bangen vor der Zukunft warnte schon der alte Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ vor dem pädagogischen Irrthum, „Zeit und Aufmerksamkeit an sogenannte Realitäten zu wenden, welche mehr zerstreuen als bilden, wenn sie nicht methodisch und vollständig überliefert werden“. Wenn er hätte ahnen können, daß seine schönsten Gedichte einst dazu gemißbraucht werden würden, ihren Text mit dem nichtsnutzigen Notizenkram solcher „zerstreuender Realitäten“ behängen zu lassen! M. A.

Die Pariser Weltausstellung.

Von Adolf Rosenberg.

1. Der Trocadero und seine Bauten.

Der gewaltige Flächenraum, welcher den Schauplatz des großartigen Turniers bildet, zu dem Frankreich die ganze Welt eingeladen hat, wird durch die Seine in zwei ungleiche Theile geschieden. Der eine, der größere, ist das Marsfeld, der große Exercierplatz gegenüber der Ecole militaire, auf welchem Grenzboten II. 1878.